

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Graham, Lauren

Lieber jetzt, als irgendwann

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1

»Fang an, sobald du bereit bist«, sagt eine Stimme aus dem hinteren Teil des Saals.

Oh, ich bin bereit.

Immerhin habe ich mich jahrelang auf diesen Tag vorbereitet: den *Tag des Wichtigsten Vorsprechens In Meinem Ganzen Leben*. Endlich ist er da, und ich werde einen guten Eindruck hinterlassen, ganz sicher. Vielleicht bekomme ich sogar den Job. Bei dem Gedanken muss ich lächeln, und ich hole tief Luft, halte den Kopf gerade, den Körper wachsam, aber entspannt. Ich bin bereit. Bereit, den ersten Satz zu sprechen.

»Eeesssssaahееhааа.« Das Geräusch, das ich hervorstoße, ist dünn und hoch, ein schrilles, keuchendes Geheul, als würde man langsam die Luft aus einem Ballon lassen oder eine Katze mit Asthma ertränken.

Vergiss es. Bleib ruhig. Versuch's noch einmal.

Ich räuspere mich.

»Haaaaawrrrblerp.« Jetzt klingt meine Stimme tief und grollend, das dröhnende Nebelhorn eines Schiffes, das in den Hafen einläuft, dann ein seltsames Rülpsen als Schlusspunkt. »Hawrblerp?« Das kann nicht mein Text sein. Ich glaube, es ist nicht mal ein Wort. Oh mein Gott, hoffentlich denken die nicht, ich hätte

tatsächlich gerülpst. Es war eher ein Gurgeln, sage ich mir – obwohl ich mir nicht sicher bin, was schlimmer wäre. Ich kann mir genau vorstellen, was sie nach dem Vorsprechen sagen: Diese Schauspielerin – wir laden sie ein, und sie *rülpst* den Dialog. Ist die überhaupt zu gebrauchen? Na ja, wir könnten sie nehmen, wenn die Rolle exzessives Gurgeln verlangt. Grausames Gelächter, Telefonhörer knallen auf Gabeln, Hochglanzfotos werden zu Papierfliegern gefaltet und zielen auf Papierkörbe. Karriere im Eimer, das war's.

»Franny?« Ich sehe nicht, wer da spricht, weil der Scheinwerfer so hell ist, aber sie werden wohl allmählich ungeduldig. Mein Herz hämmert, meine Handflächen werden feucht. Ich muss meine Stimme wiederfinden, sonst schicken sie mich weg. Oder noch schrecklicher – sie zerren mich mit einem dieser riesigen Haken, wie man sie aus alten Filmen kennt, von der Bühne. In der elisabethanischen Zeit bewarfen die Zuschauer die Schauspieler mit faulen Eiern, wenn ihnen die Vorstellung nicht gefiel. Das machen sie heute nicht mehr, oder? Das hier ist der Broadway, glaube ich zumindest. Sie würden nicht einfach etwas werfen ...

Die Tomate prallt von meinem Bein ab und landet auf dem nackten Holzboden der Bühne.

Platsch.

»Franny? Franny?«

Ich öffne halb die Augen. Durchs Fenster über dem Bett kann ich sehen, dass heute wieder ein grauer und regnerischer Januartag ist, weil ich nach Weihnachten die Vorhänge abgenommen habe, um einen meiner guten Vorsätze fürs neue Jahr umzusetzen: früh aufstehen. Erfolgreiche Schauspielerinnen sind disziplinierte Men-

schen, die früh aufstehen, um sich auf ihre Kunst zu konzentrieren. Selbst wenn sie – wie ich – noch als Kellnerin arbeiten. Ich habe den Wecker auf den Treppenabsatz zwischen Janes und meinem Zimmer gestellt, damit ich wirklich aufstehen muss, um ihn auszuschalten, statt wie üblich wieder und wieder auf ›Schlummer‹ zu drücken. Außerdem habe ich beschlossen, erneut mit dem Rauchen aufzuhören, keine Geldbörsen, Brieftaschen und Regenschirme mehr zu verlieren und nie wieder Käseflips zu essen, nicht mal bei besonderen Gelegenheiten. Dennoch habe ich gestern zwei Zigaretten geraucht, und obwohl die Sonne von den Wolken verdeckt wird, bin ich mir ziemlich sicher, dass meine selbstgesetzte Aufstehzeit von acht Uhr längst überschritten ist. Das Einzige, was ich in diesem Jahr bisher erreicht habe, ist also eine dreitägige Abstinenz von Käseflips sowie die Tatsache, dass der Regenschirm noch unten im Ständer steht.

»Franny?«

Ich rolle mich halbwach herum und beäuge den narbigen Holzboden neben meinem Bett, wo ein hoher schwarzer Lederturnschuh von Reebok auf der Seite liegt. Seltsam. Es ist meiner – einer von denen, die ich beim Kellnern trage –, aber ich dachte, ich hätte sie draußen ... *zack!*, schon saust der zweite Reebok heran, trifft auf die Bettrüschchen und verschwindet darunter.

»Franny? Tut mir leid, ich habe geklopft, aber du hast nicht reagiert.« Dans Stimme klingt gedämpft und ängstlich durch die Zimmertür. »Ich habe dich doch nicht mit dem Schuh getroffen, oder?«

Ahhh, also hat mich mein *Schuh* am Bein getroffen, keine Tomate. Ein Glück.

»Ich habe geträumt, er wäre eine Tomate!«, rufe ich.

»Soll ich später wiederkommen?«, ruft Dan besorgt zurück.

»Nein, komm rein!« Vermutlich sollte ich aufstehen und Dan von seinem Leid erlösen, aber es ist so kalt. Ich will noch eine letzte Minute im Bett bleiben.

»Was? Tut mir leid, Franny, ich kann dich kaum hören. Ich sollte doch dafür sorgen, dass du aufstehst, weißt du noch?«

Vermutlich ja, aber ich bin noch zu fertig, um mich auf Einzelheiten zu konzentrieren. Normalerweise hätte ich unsere Mitbewohnerin, meine beste Freundin Jane, darum gebeten, aber sie arbeitet jetzt als persönliche Assistentin an dem neuen Film von Russell Blakely. Ich habe von Dan kaum etwas mitbekommen, seit er vor einigen Monaten in das Schlafzimmer unten gezogen ist, und weiß nur, dass er geradezu lächerlich groß ist, viele Stunden am Computer verbringt und furchtbare Angst davor hat, uns über den Weg zu laufen, wenn wir nicht *salonfähig* angezogen sind.

»Komm rein, Dan!«

»Bist du salonfähig?«

Tatsächlich bin ich in einem Outfit schlafen gegangen, das selbst Dans prüde Maßstäbe bei weitem übertrifft: Ich trage eine dicke Jogginghose und eine Daunenweste, die ich mir gestern Abend geschnappt habe, nachdem die Heizung in meinem Zimmer stotterte und heißes Wasser auf den Boden spuckte, bevor sie mit einem pathetischen Zischen den Geist aufgab. Mehr kann man für fünfhundert Dollar monatlich in Park Slope, Brooklyn nun mal nicht erwarten.

Jane und ich hatten uns die beiden obersten Etagen des bröckelnden Brownstone-Hauses mit Bridget, unserer Freundin vom

College, geteilt, bis diese eines Tages in ihrer Investmentbank auf den Schreibtisch stieg und verkündete, sie wolle nicht mehr Millionärin werden, bevor sie dreißig sei. »Ihr seid alle innerlich tot!«, kreischte sie. Danach wurde sie ohnmächtig. Man rief einen Krankenwagen, und ihre Mutter flog von Missoula her, um sie nach Hause zu holen.

»New York City«, hatte die Mutter gesagt, während sie die letzten Sachen ihrer Tochter einpackte, »ist kein Ort für junge Mädchen.«

Janes Bruder war mit Dan in Princeton befreundet gewesen und versicherte uns, er sei harmlos: still, verantwortungsvoll und mit Everett, seiner Freundin vom College, verlobt. »Er wollte eigentlich Arzt werden, versucht sich jetzt aber als Drehbuchautor«, hatte Janes Bruder erzählt. Und dann die ultimative Empfehlung für einen Mitbewohner abgegeben: »Seine Familie hat Geld.«

Weder Jane noch ich hatten je einen männlichen Mitbewohner gehabt. »Ich glaube, das wäre sehr modern«, sagte ich zu ihr.

»Modern?« Sie verdrehte die Augen. »Komm schon, wir haben 1995. Das ist eher *retro*. Wie bei *Herzbube mit zwei Damen*.«

»Aber mit zwei Janets«, merkte ich an. Jane und ich sind in vieler Hinsicht unterschiedlich, aber wir haben am College fleißig zusammen gelernt, sind beide dunkelhaarig und haben mehr als einmal zum Vergnügen *Das Haus der Freude* gelesen. Keine von uns würde eine gute Chrissy abgeben.

»Wie wahr«, seufzte sie.

»Franny?«, ruft Dan. Seine Stimme klingt immer noch gedämpft. »Du bist doch nicht wieder eingeschlafen, oder? Du hast

gesagt, wenn ich dich nicht daran hindere, passiert genau das. Und ich habe versprochen, dass ...«

Ich hole tief Luft und gröle in meinem schönsten, zwerchfellgestützten Shakespeare-Ton: »Komm reiiiiiih, Daaaaan!«

Wie durch ein Wunder erscheint die linke Seite seines Gesichts im Türspalt, bevor er sich von meinem Bekleidungszustand überzeugt und ganz ins Zimmer tritt, wobei er seinen überdimensionalen Körper ungeschickt gegen das Bücherregal in der Ecke lehnt. Dann fällt es mir ein ...

Meine Haare.

Ich hege keine romantischen Gefühle für Dan, denke aber sofort an meine widerspenstigen, unglaublich lockigen Haare, die ich gestern Abend auf dem Kopf aufgetürmt und mit einem grünen Samtgummi befestigt habe, als sie noch feucht vom Duschen waren. Eine Technik, von der ich aus Erfahrung weiß, dass sie die Haare über Nacht in einen angsteinflößenden, krisseligen Turm verwandelt. Ich versuche, den Schaden zu bewerten, unterdrücke ein Gähnen und strecke unbekümmert die Hand zum Kopf, um die verfilzte Katastrophe zu richten. Irgendwie schaffe ich es, mich dabei zu verschlucken.

»Ist es ... (*hust, schluck*) ... wirklich schon so spät?«, stottere ich.

»Na ja, ich war kurz im Deli und weiß nicht genau, wie lange dein Wecker schon geklingelt hat«, antwortet Dan. »Frank ist jedenfalls seit zwei Stunden auf.«

Scheiße. Ich bin *wirklich* spät dran. Frank ist unser Nachbar. Wir können durch die hinteren Fenster in seine Wohnung sehen. Frank führt ein geheimnisvolles, einsames Leben, aber man kann

die Uhr nach ihm stellen. Er steht um acht Uhr auf, sitzt von neun bis eins am Computer, holt sich irgendwo ein Sandwich, sitzt von zwei bis halb sieben wieder am Computer, verschwindet von halb sieben bis acht und schaut von acht bis elf fern, woraufhin er sich umgehend ins Bett begibt. Sein Zeitplan ändert sich nie. Er bekommt nie Besuch. Wir machen uns Sorgen um Frank, so wie sich New Yorker Sorgen um Fremde machen, in deren Wohnung sie hineinschauen können. Mit anderen Worten, wir haben uns einen Namen für ihn ausgedacht, Theorien über sein Leben aufgestellt und würden den Notruf verständigen, wenn etwas Schlimmes geschähe, während wir ihn ausspionieren. Würde ich ihm in der U-Bahn begegnen, würde ich jedoch schnell wegschauen.

»Hier drinnen ist es ziemlich kalt«, verkündet Dan und schaut unter seinem langen braunen Pony hervor. Dan hat immer einen Haarschnitt nötig.

»Dan«, ich setze mich hin und ziehe mir die Decke bis zu den Ohren, »Ich muss schon sagen. Dieser Blick für das Offensichtliche, verbunden mit deiner Zielgenauigkeit im Schuhwerfen – du solltest einen persönlichen Weckdienst gründen und dich beim Plaza Hotel bewerben. New York *braucht* dich. Ganz im Ernst.«

Er runzelt einen Moment die Stirn, als würde er tatsächlich seine Qualifikationen für eine solche Stelle überdenken, doch dann huscht ein Lächeln über sein Gesicht. »Aha«, sagt er und deutet mit Zeigefinger und Daumen auf mich, als hätte er eine Pistole in der Hand. »Das war bloß ein Scherz.«

»Hm, ja«, sage ich und ziehe den Arm aus dem Deckenkokon hervor, um ebenfalls auf ihn zu zielen. »Das war ein Scherz.«

»Wusstest du, Franny«, setzt er in seinem öden Professorenton

an, und ich wappne mich schon für einen langweiligen Vortrag – »dass die Statue vor dem Plaza Hotel der römischen Göttin der Baumfrüchte Pomona nachempfunden wurde? Ich glaube, sie heißt ›Die Fülle‹.« Dan schaukelt auf den Fersen, zufrieden mit seiner unerwarteten Lektion in Sachen Kunstgeschichte.

Ich unterdrücke erneut ein Gähnen. »Was du nicht sagst. ›Die Fülle‹? So heißt die Bronze-Dame, die oben ohne auf dem Brunnen steht?«

»Ja, ›Die Fülle‹, jetzt bin ich mir sicher. Everett hat in Princeton eine umfangreiche Studie über die historisch relevanten Nacktskulpturen in Manhattan erstellt. Ehrlich gesagt«, bemerkt er leise und verschwörerisch, »galt der Aufsatz als ziemlich *provokativ*.« Er wackelt mit den Augenbrauen, so dass ich schon fürchte, seine nächsten Worte könnten ›Huba, Huba‹ lauten.

Dan und Everett, die Verlobten. Dan und Everett und ihr gemeinsames Interesse an den historisch relevanten Nacktskulpturen von Manhattan. Anscheinend ist das die Art geteilter Leidenschaft, die einem verrät, dass man den Rest des Lebens miteinander verbringen sollte. Glauben würde man es nicht, wenn man sie sieht. In meinen Augen erinnern sie eher an Kollegen aus einem Labor, die die Forschungsarbeit des anderen respektieren, als an ein Liebespaar.

»Das ist faszinierend, Dan, das muss ich mir unbedingt notieren. Falls es dir nicht zu viel Mühe macht, könntest du einen Blick auf den Wecker werfen und mir sagen, wie spät es ist?«

»Natürlich.« Er verbeugt sich leicht wie ein Diener aus alter Zeit. Dann verschwindet er kurz und steckt den Kopf wieder zur Tür herein. »10.33 Uhr.«

Etwas an der Uhrzeit lässt mein Herz zusammenzucken, und ich muss eine unheilvolle Ahnung herunterschlucken, das ungute Gefühl, dass ich zu irgendetwas zu spät kommen könnte. Meine Schicht im Comedy-Club, in dem ich kellnere, beginnt erst um halb vier. Ich wollte zwar früher aufstehen, bin aber nicht wirklich zu spät oder habe etwas verpasst. Jedenfalls fällt mir nichts ein.

»Ach, Franny – nur so eine Idee«, verkündet Dan feierlich. »Wenn du den Wecker neben dein Bett stellst, kannst du ihn besser hören.«

»Danke«, sage ich und unterdrücke ein Kichern. »Vielleicht probiere ich das morgen einfach mal aus.«

Er will schon gehen, dreht sich aber um und bleibt zögernd in der Tür stehen.

»Ja, Dan?«

»Von heute an sechs Monate, oder?«, fragt er lächelnd. »Ich möchte dir gern als Erster Glück wünschen. Ich bezweifle nicht, dass du Erfolg haben wirst.« Dann folgt wieder die kleine Verbeugung, und er verschwindet in seinen Adidas-Flipflops Schuhgröße 47.

Ich lasse mich aufs Kissen fallen, und einen seligen Moment lang ist mein Kopf einfach nur leer.

Dann bricht es über mich herein.

Welcher Tag heute ist.

Der Grund, aus dem Dan dafür sorgen sollte, dass ich wirklich aufstehe.

Der Grund, aus dem ich Albträume von Vorsprechen habe.

Eine Welle des Grauens schlägt über mir zusammen, als es mir einfällt: Als ich gestern Abend einen Blick auf den Jahreskalender

in meinem Filofax geworfen habe, wurde mir klar, dass die Abmachung, die ich bei meiner Ankunft in New York mit mir selbst getroffen habe, in genau sechs Monaten abläuft – ich wollte sehen, was ich in drei Jahren schaffen kann. Sollte meine Karriere als Schauspielerin bis dahin nicht in Gang gekommen sein, würde ich definitiv etwas anderes machen. Erst gestern Abend hatte ich mir vorgenommen, früh aufzustehen, ein Sonett auswendig zu lernen und die Matinee eines sperrigen ausländischen Films anzusehen. Ich würde etwas tun, *irgendetwas*, um an mir zu arbeiten und, wenn irgend möglich, *nicht zu versagen*.

Ich werfe die Decke beiseite, bin dankbar für den Kälteschock. Ich muss aufwachen, aufstehen, mich anziehen. Auch wenn ich nicht genau weiß, wofür. Ich könnte laufen gehen ... Laufen – ja! Ich habe noch Zeit, bis ich zur Arbeit muss, und trage schon eine Jogginghose, also muss ich mich nicht mal umziehen. Ich ziehe die Kuschelsocken aus und Sportsocken an, die ich hinten aus der obersten Schublade hervorkrame, dazu den einsamen Reebok, der auf dem Boden liegt. *Ich werde von jetzt an jeden Tag laufen gehen*, denke ich, während ich auf dem Bauch liege, einen Arm tief unter dem Bett, und blind nach dem zweiten Schuh taste. Mir ist klar, dass keine direkte Verbindung zwischen dem Laufen und dem Erreichen meiner Ziele in den nächsten sechs Monaten besteht – ich glaube, Meryl Streep hat ihren Erfolg als Schauspielerin nie auf den erstklassigen Zustand ihres kardiovaskulären Systems zurückgeführt –, doch da mir heute kaum jemand einen Schauspieljob anbieten wird, und morgen vermutlich auch nicht, muss ich etwas anderes tun, als nur herumzusitzen und zu warten.

Und ich werde nicht gegen meine Abmachung verstoßen, wie

andere es manchmal tun. Man fängt mit drei Jahren an, daraus werden fünf, und ehe man sich versieht, nennt man sich Schauspielerin, obwohl man in Wirklichkeit ein Schließfach in der Cafeteria des General Electric Building hat, sich täglich in die geliehene Kellnerinnenuniform aus rosa Polyester zwängt und Geschäftsleuten, die einen »Entschuldigen Sie, bitte« nennen, lauwarmer Lasagne serviert.

Ich habe Fortschritte gemacht, aber es reicht nicht, um sicher zu wissen, dass ich das Richtige aus meinem Leben mache. Fast das ganze erste Jahr ging dafür drauf, den begehrten Kellnerjob im Comedy-Club *The Very Funny* zu bekommen. Dort bekomme ich endlich genügend Trinkgeld, um ohne Hilfe meines Vaters die Miete zu bezahlen. Nachdem ich letztes Jahr Porträtfotos an sämtliche Adressen in den *Ross Reports* geschickt hatte, nahm mich die *Brill Agency* unter Vertrag. Aber sie vermittelt nur Werbespots, und das auch nur unregelmäßig – manchmal habe ich wochenlang keinen Vorsprechtermin. Und seit diesem Jahr besuche ich die Schauspielklasse von John Stavros, die als eine der besten in der Stadt gilt. Doch als ich nach New York zog, hatte ich gehofft, meine ersten Schauspielerfahrungen in experimentellen Stücken zu sammeln, vielleicht sogar Off Broadway – was bedeutete, dass ein Stück zwar nicht am Broadway, aber immerhin an einer Bühne im Theater District gespielt wurde – und nicht in einer Rolle, in der ich mir die Schläfen rieb, als brauchte ich etwas gegen Spannungskopfschmerz, der von einem stressigen Bürojob herrührte. Und ein Erfolg pro Jahr entsprach auch nicht ganz meinen Vorstellungen.

Ich liege noch immer halb unter dem Bett und schiebe müh-

sam einen kaum benutzten Rollerblade beiseite. Ich wedle mit dem Arm hin und her, so als würde ich einen Schneeengel machen, nur dass der gesammelte Kram unter dem Bett sehr viel schwerer zu bewegen ist. Ich gebe einen Moment lang auf und lege die Wange seufzend auf den kühlen Holzboden.

»Hast du eine Ahnung, wie wenige Schauspieler es wirklich schaffen?«, fragen die Leute immer. »Du brauchst einen Plan B.« Daran denke ich nicht gern – ich wollte immer nur Schauspielerin werden –, aber ich habe einen Plan B, nur für den Notfall: Englisch unterrichten wie mein Vater und meinen Collegefreund Clark heiraten. Kein so schreckliches Szenario – mein Vater lässt die Vorstellung, an der Highschool Englisch zu unterrichten, wenigstens halbwegs attraktiv aussehen. Wenn ich meinen Traum hier nicht verwirklichen kann, kann ich immerhin ein glückliches, normales Leben mit Clark führen, in einem Vorort wohnen, wo er als Anwalt arbeitet, und, nun ja, den ganzen Tag irgendetwas machen.

Auf der Highschool und am College habe ich viele Hauptrollen gespielt, kann aber schlecht durch New York laufen und verkünden: »Ich weiß, mein Lebenslauf gibt nicht viel her, aber ihr hättet mich damals in *Hello Dolly!* sehen sollen.« Vermutlich könnte ich James Franklin, einen der wenigen aus der Klasse, die wirklich als Schauspieler arbeiten, um Rat bitten. Er dreht gerade einen Film mit Arturo DeNucci und wird vermutlich im nächsten Film von Hugh McOliver mitspielen, aber dazu müsste ich den Mut aufbringen, ihn anzusprechen. Allein der Gedanke treibt mir den Schweiß auf die Stirn: »Entschuldige, James, ich bin neu in der Klasse und ... (ringe nach Luft) und ... Mensch, ganz schön

heiß hier drinnen. Ich hab mich nur gefragt ... (*hysterisches Kichern/Schlucken*) ... hm ... wie jemand so talentiert und gleichzeitig so *atemberaubend* sein kann? Ahahaha, Entschuldigung (*irres Gelächter, renne beschämt davon*).«

Ich brauche bloß eine Chance, um mich zu beweisen – doch dafür fehlt mir ein wirklich guter Agent. Einer, der mich nicht zu Werbespots schickt, sondern der mir Termine für *richtige* Jobs besorgt. Ich brauche zumindest eine Sprechrolle, etwas, das diese ganzen Jahre rechtfertigt und irgendwann vielleicht zu einer eigenen Show führt: *Ein Abend mit Frances Banks* im 92nd Street Y. Die meisten Leute träumen vermutlich von einem Tony Award oder ihrer Oscar-Rede, aber das 92nd Street Y ist der Ort, der meinem Vater am wichtigsten ist, an den er mich immer mitgenommen hat, als ich noch ein Kind war. Deshalb kann ich mir leichter vorstellen, dort Erfolg zu haben, auch wenn ich immer nur im Publikum gesessen habe.

Von heute an sechs Monate, denke ich wieder, und mein Magen schlägt einen kleinen Purzelbaum.

Wenn ich versuche, mir auszumalen, wie viele Stufen zwischen dem kühlen Boden meines Schlafzimmers in Brooklyn und einem Auftritt im 92nd Street Y liegen, bin ich ziemlich ratlos. Ich habe keine Ahnung, was zwischen heute und einem festlichen Abend anlässlich der Retrospektive meiner Karriere geschehen wird. Ich stelle mir die beiden Eckpunkte vor wie zwei Buchstützen, während die Bücher dazwischen noch gar nicht geschrieben wurden.

Endlich berühren meine Fingerspitzen den gepolsterten Rand des Turnschuhs, und ich quetsche die Schulter noch fester unter das Bett, recke und strecke mich, um ihn zu erwischen. Der Schuh

taucht auf, zusammen mit einem Karton voller alter Kassetten aus der Highschool, meinem Paddington Bär ohne gelben Regenmantel und einem Strohhut mit Kunstblumen an der Krempe. Jane hat mich letzten Sommer angefleht, ihn wegzuwerfen.

Ich schiebe die schäbigen Andenken an die Vergangenheit wieder unters Bett, ziehe die Schuhe an und mache mich zum Laufen bereit.